

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 28

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten HUNDE Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 2. Fortsetzung.

Nachdem sich Bubenberg über diese Tatsache in eine Erregung hineingeschrien hatte, die David Wasser auf die Mühle war, fuhr der Türke fort:

„Mirimah hatte eine armenische Mutter. Sie wissen, was die Armenier bei uns zu leiden haben. Haben Sie nicht von dem letzten großen Massaker gelesen, erst vor wenigen Jahren fand es statt?“

Diese Ereignisse waren nicht frisch genug in Bubenbergs Gedächtnis. David hielt es für notwendig, ihm einiges aus seiner Familiengeschichte zu berichten, um Bubenberg in die Stimmung zu versetzen, die er zu seinem Vorhaben brauchte.

„Mein Vater betrieb in Skutari eine Seidenspinnerei. Die Kokons wurden eine Wegstunde entfernt auf dem Bulburluberg, in einem Maulbeerhain gezogen. Bei dieser letzten Armenierverfolgung hatte man die riesenhaften Lastträger des Hafens aufgehebt, die Hamale. Da man ihnen andere Waffen nicht anvertraute, so zogen sie nach dem Bulburluberg, holzten ihn ab, fertigten sich Keulen, und drei Tage und Nächte lang zerschmetterten sie die Schädel aller Armenier, die sie fanden. Es klang in den Straßen der Stadt, wie das Aufklopfen von Rüssen. . .“

Bubenberg unterbrach ihn. Er war noch nicht an den Wechsel des Schicksals und die Leichtigkeit des Sterbens gewöhnt, wie der Orientale.

David flocht noch ein, daß seine Familie jetzt noch einen Schadenserfahprozeß gegen den türkischen Staat wegen des zerstörten Maulbeerhaines führe. Dann sprach er weiter von Mirimah:

„Ihre Mutter ist auf seltsame Art in den Harem des Sultans gelangt. Ihre Stammesgenossen aus Kysil-Kilise hatten damals Wind bekommen, daß eine Verfolgung bevorstehe. Solche Weheleien kamen öfter, wenn der Sultan einen Mißerfolg in der äußeren Politik entlasten mußte. Um nun dies Unheil von sich abzuwenden und den besonderen Schutz für Kysil zu sichern, sandten sie ein wunderbar schönes Mädchen nach Konstantinopel. Sie fand auch Gnade vor den Augen des Sultans. Ich erinnere mich noch, ich war damals ein Knabe, als die Sultansbraut dem Volke gezeigt wurde. In der Ortaköi-Moschee fand die feierliche Handlung statt.

„Es ist die weißeste Moschee Konstantinopels, in schwebender Leichtigkeit gebaut, mit einem fast gotischen Aufschwung und Drang in die Höhe. Es war Abend. Unten in der Moschee drängte sich die schwarze Masse des Volkes, Kopf an Kopf. Dicht über unsern Köpfen schwebten die Mabasterlampen, darüber weitete sich die Dunkelheit. Hoch über uns, an der Marmorwand, erwachte plötzlich ein Lichtschein. Eine kleine Tür wurde geöffnet, und im weißen Kleide wurde auf der Galerie eine zierliche Gestalt gezeigt: die dem Sultan geschenkte, die nun zu ihm geführt wurde.“

David's Augen weiteten sich und spiegelten in ihren dunklen Tiefen den Abglanz der überirdischen Erscheinung in der Ortaköi-Moschee: „Sie war wie aus einer anderen Welt!“

Bubenberg wurde warm: „Erzählen Sie mir von Mirimah. Mit den Maulbeerhaingeschichten und dem Rüsse-Aufklopfen können Sie mich verschonen. Aber was Sie von dieser Frau sagen, ist sehr schön!“

David fühlte dankbar Beifall; außerdem sah er sich seinem Ziel näherkommen.

„Leider sind die Sonnentage ihres Lebens rar. Der Sultanshareem ist ein Kerker mit goldenen Stäben und steter Lebensgefahr.

Die hervorragende Eigenschaft Abdul Hamids, aus der sich fast alle seine Greuel erklären lassen, ist seine Angst. Er ist selbst durch einen Staatsstreich zur Regierung gekommen, hat dann als erstes die Leute beseitigt, die ihn auf den Thron setzten, und nie das schlechte Gewissen verloren. Er residiert deshalb nicht in einem der großen Bosphoruschlösser wie Abdul Afis, sein Vater, oder sein Onkel Murad. Er schuf sich im Jildis-Kiosk eine Anlage, die an versteckten Sicherungen nicht zu überbieten ist. Um den Park, der eine ganze Hügelkuppe einnimmt, liegen die Kasernen seiner Leibregimenter. In allernächster Nähe hat er seine Albanefengarde untergebracht, auf die er sich bis zum letzten Hauch verlassen kann, glaubt, verlassen zu können.

„Die Kioske, in denen er abwechselnd wohnt, umschließen einen viereckigen Kasenplatz. Dort werden Tausende von weißen Tauben gehalten. Das leiseste Geräusch, ein Schritt, veranlaßt diese scheuen Tiere, aufzufattern und dadurch den Sultan zu warnen. Er schläft jede Nacht in einem anderen Zimmer, das er erst 10 Minuten vorher bestimmt. Hundert Betten stehen jede Nacht für ihn bereit. In seinen 36 Arbeitszimmern liegen auf jedem Tisch geladene Pistolen. Er ist ein ausgezeichnete Schütze und schießt täglich nach beweglichen Zielen.

„Ich erzähle Ihnen dies alles natürlich nur Mirimahs wegen. Sie wuchs im Harem auf, unter 300 Frauen. Abdul Hamid hat trotzdem nicht viel Kinder, besonders aber liebt er die seiner früh verschiedenen armenischen Frau. Fast täglich ließ er sich die beiden Mädchen bringen. Man steckte sie dann in brokatene Pluderhöschen und rote, goldgestickte Schnabelschuhe, mit kleinen Glöckchen an den aufgebogenen Spitzen. Wie kleine Keffchen wurden ihnen die Bewegungen stundenlang eingedrillt, die sie in den wenigen heiligen Minuten vor dem großen Kalifen zu machen hatten.

Wie gewöhnlich, wurde Mirimah an einem Morgen zu ihrem Vater gerufen, zusammen mit ihrer jüngeren Schwester. Das Kind war fünf, sie selber sieben Jahre alt. Während sie mit dem Vater sprach, wurde es von den glitzernden Pistolen angezogen. Es waren wundervolle, mit Intarsien eingelegte Waffen. Dabei hob das Kind eine der Pistolen auf. Abdul Hamid fühlte plötzlich, wie ihn die schwarze Oeffnung eines Pistolenlaufes anschaute. Der Sultan ergriff sofort eine der gespannten Waffen und schoß auf das Wesen, das gegen ihn zielte. Mirimah sah mit an, wie das Schwesterchen zusammenbrach und mit offenen Augen, die das Entsetzliche gar nicht begriffen, zu Füßen des Vaters verschied.“

Bubenberg war von der Erzählung Djavids ergriffen, ohne es wahrhaben oder zeigen zu wollen.

„Meinen Sie, daß Mirimah ihren Vater haßt?“

Djavid zuckte die Achseln: „Wenn sie Ihre Schwester wäre, gewiß. Bei uns ist dies anders. Ich weiß nicht, ob überhaupt eine Türkin den Vater hassen kann. Ich habe mich nur darüber unterrichtet, daß Mirimah eine kluge Frau ist. Ihre Schönheit hat mich nicht zu kümmern. Sie hat in Stambul, soweit dies im Rahmen ihrer gebundenen Stellung geht, mit den Damen der Botschaften verkehrt. Sie spricht Ihre Sprache. Ich suche die Möglichkeit, ihr unsere Ideen in die Hand zu geben und ihr die Bitte vorzutragen, sie ihrem Vater weiterzuleiten. Dies ist alles.“

„Und Sie meinen, daß mein Haus Ihnen hierbei nützlich sein kann?“

„Gewiß. Hierbei verstehe ich unter Haus nicht nur diese Mauern und diesen Garten, sondern auch Sie selbst.“

Bubenberg ging im Zimmer auf und ab und suchte nach irgendeinem Zufall, der ihm wie ein Zeichen den Entschluß abnahm. Aus dem Fenster sah er, wie Marduk, der Heerhund, seinem Zwinger wieder einmal entronnen war, durch den Trennungsraum der beiden Grundstücke schlüpfte und offenbar die Witterung seiner Kage genommen hatte.

„Gut, Djavid Bey, ich stelle Ihnen das obere Stockwerk meines Hauses zur Verfügung. Was können Sie zahlen?“

Bubenberg handelte mit Djavid Bey eine gute Miete aus. Aber als er das Geschäft gemacht und sich an seinem Gewinn gefreut hatte, änderte er wieder seine Meinung. „Nein, ich nehme das Geld nicht!“

Djavid Bey erschraf. Er war hoch genug getrieben worden. Und nun noch einmal?! Er handelte zwar sehr gern, aber doch lieber in der umgekehrten Rolle des Gläubigers, nicht in der des Unglücklich-Zahlenden.

„Ich will meine Freiheit nicht verkaufen. Mein Haus steht Ihnen zur Verfügung. Aber nicht gegen Geld. Denn ich bin an der Sache selbst beteiligt und das Reislafen haben wir uns abgewöhnt. So schwer es uns fällt. Sie bekommen 3 Zimmer als mein Gast. Abgemacht!“

Djavid Bey zog schon am nächsten Tag bei ihm ein, mit einem Möbelwagen voller Geschmackslosigkeiten. Dies Gerümpel blieb einen vollen Tag vor Bubenergs Eingang stehen. Jeder mußte es sehen, geschweige denn der nebenan wohnende gewichtigste Polizeimeister des verschlagenen Abdul Hamid. Bubenberg hatte sich gedacht, daß keine Nacht dicht genug sei, um Djavid auf Schlechswegen in sein Haus einrücken zu lassen.

Noch nicht genug! Djavid wußte es einzurichten, daß er gerade um die Zeit mit einem seiner Jungtürken am Gartentor stand, da der Kabassafal morgens vorbeiritt.

Der Pascha war jähzornig. Das erste Mal drehte sich sein Wallach dreimal um sich selbst, so hatte er die Sporen eingeseht und an der Trense geriffen.

Bubenberg war bitter enttäuscht. Er hatte erwartet, daß der mandeläugige Djavid sich eine romantische Intrige ausgedacht hätte, die es ermöglichte, Mirimah allein zu sehen. Er hätte vielleicht durch irgendeine List den eigroßen Topas in seine Hand bringen und durch Bubenberg finden lassen können. Oder ihr Pferd wäre gerade an der Waldschneise gestrauchelt, an der Bubenberg stand, während Nazir und Marduk von Djavid anderwärts beschäftigt und aufgehalten wurden.

Djavids Plan war zwar nicht romantisch, aber sicherer. Er behielt sogar Recht: Am nächsten Besuchstag nach dem Einzug und den Gartentorbegegnungen erschien der Nazir vor Bubenberg und frug, nachdem er Erde und dann die Stirn mit seiner rechten Hand berührt hatte, ob der Hausherr Sr. Erzellenz Kabassafal Tscherkesh Mehmed Pascha empfangen wolle.

Bubenberg beriet sich mit Djavid Bey. Was konnte der Kabassafal von ihm wollen? Djavid staunte über diese Frage. Die Kurzsichtigkeit der Abendländer war ihm schon lange unverständlich. Sie waren ausgezeichnet in der Arbeit, vorzüglich im Krieg, aber wenn es galt, Menschen gegeneinander auszuspielen

und mit der maskierten Geste zu überlisten, war es vorbei. Immerhin war dieser Bubenberg vorsichtig, wenn auch nicht hinterlistig, außerdem hatte er einen ziemlich rasch feuerfangenden Intellekt. Djavid stellte Bubenberg ein paar Hilfsfragen, bis dieser den Kabassafal und auf einmal auch den von langer Hand vorbereiteten Plan Djavids begriff: Djavid war in sein Haus gezogen, so auffällig als es ging, um den Kabassafal auf Bubenberg aufmerksam zu machen. Ebenso wie der Kabassafal dem Jungtürkischen Komitee von Land zu Land folgte, um ihm bei den Regierungen das Wasser abzugraben, mußte er es in seiner allernächsten Nachbarschaft versuchen. Djavids Interesse für Bubenberg mußte das gleiche auf Seiten des Kabassafal auslösen. Arbeitete der Kabassafal plump, so war damit zu rechnen, daß er Djavid einfach ausbot, dessen Räume mietete und ihn vor die Tür setzte, ging er geschickt vor, so würde er versuchen, sich mit Bubenberg anzufreunden und ihn über seinen Mieter auszuhorchen.

Bubenberg bewunderte den Türken. Es war wirklich eine ihm fremde Kunstfertigkeit, solche Ränke zu spinnen. Zuinnerst war er allerdings noch der Meinung, daß solche Gespinste den umständlichen Zierarten der persischen Handschrift gleichen: für die Entscheidung sind sie letzten Endes unwichtig, die fällt mit dem Grundstrich, dem Punkt, mit der Macht, mit der Gewalt.

Aber Djavids Zaubereien waren noch nicht einmal am Ende. Das Beste kam noch: die Bekanntschaft mit Mirimah. Diese sah Djavid dadurch vermittelt, daß Bubenberg den Besuch des Paschas persönlich annahm und erwiderte. Als Diplomat mußte der Kabassafal in diesem Punkt die Sitte des Gastlandes beachten. Der Gegenbesuch Bubenergs galt nicht nur ihm, sondern auch der Frau des Hauses. Man mußte ihn, wenn es zum Austausch von Einladungen kam, an ihren Tisch einladen. Damit war das Grußverhältnis gegeben und die weiteren Ereignisse mußten durch ihre eigene Wucht und Schwere ins Rollen kommen.

Sie taten es wirklich. Hierbei kam ein Umstand Djavids Borausicht sehr zustatten. Die Gerüchte über den Pascha mit seiner gefangen gehaltenen Frau, den wilden Hunden und dem Verschnittenen verbreiteten sich in der Stadt, bis schließlich die Regierung eingreifen mußte. Sie tat das nicht gern. Denn irgendwelche Anlässe, an der Zahlungswilligkeit und -möglichkeit des Paschas zu zweifeln, lagen nicht vor. Aber dieses brutale Auflehnen gegen das Staatsgrundgesetz der persönlichen Freiheit erbitterte auf die Dauer. Man ließ den Pascha wissen, daß man einen außerordentlichen Gesandten nicht in Bern beglaubigt wünsche, der das Grundgesetz der Freiheit offensichtlich mit Füßen trete.

Der Pascha dachte nun zwei Fliegen mit einer Klappe dadurch zu schlagen, daß er sich mit Bubenberg auf gesellschaftliches Nachbarverhältnis einstellte. Er hatte dann einmal die Möglichkeit, den Christen über Djavid und seine jungtürkischen Freunde auszuhorchen. Gleichzeitig aber war Bubenberg auf Grund seines Namens der geeignete Mann, ihn in die Berner Gesellschaft einzuführen und seine Frau zu begleiten. Daß Bubenberg unverheiratet war, bedeutete für ihn einen besonderen Vorteil; denn er liebte es nicht, sich um fremde Frauen, auch nur gesellschaftlich, zu bemühen.

Der Kabassafal machte also bei Bubenberg zur vom Nazir vereinbarten Stunde seinen Besuch. Er entschuldigte sich wegen der Ungebärdigkeit seiner Hunde, bot als Schadenersatz ein wertvolles Geschenk, ein halbes Duzend echter Kacheln, mit dem Namenszug Suleimans. Beide Männer reichten sich die Hände zu einem Waffenstillstand, beide erschrafen über das Ekelgefühl der Blutsfeindschaft, schon ausgelöst durch diese oberflächliche Berührung. Trotzdem wurden Gegenbesuche, gemeinsame Ausritte, Vorstellung des Paschas durch Bubenberg bei seinen Bekannten in der Regierung verabredet. Der Urweltthau der beiden Männer wurde durch die Nähe, zu der sie sich aus äußeren Gründen zwangen, noch genährt. Gleichzeitig fanden sie Gelegenheit, ihre Schwächen zu beobachten, die Punkte fest-

zustellen, wo die Rüstung des anderen einen Spalt für einen Dolchstoß ließ.

Die Berner Gesellschaft bekam ihre Sensation.

Wenn Mirimah aufrecht stand, war sie nicht größer als eine Puppe, schloß sie die Lider, ähnelte sie einem Kind. Aber sobald sie in Bewegung geriet, ihre Augen zu glühen, ihre Stimme zu klingen begann, vergrößerten sich ihre Gebärden, wie ein Filmbild unter der Vorführungslampe. Jeder Raum schien sich ihr zu unterwerfen, und ebenso erging es den Menschen.

Wo Mirimah erschien, kam nun auch Bubenberg und der Pascha. Die beiden Männer, die doppelt so groß waren als sie und viermal so viel Volumen hatten, wichen nicht von ihrer Seite. Als ob sie sie in der Tasche mitgebracht hätten, sah es aus, und auch sofort wieder in einem samteneu Gehäuse einschließen, wenn eine rauhe Zugluft oder ein vorwitziges Wort sie verletzte. Sobald es dann zum Ausbruch ging, verschwand die seidene Puppe mit dem blizenden Geschmeide völlig zwischen den beiden Türmen, Bubenberg und dem Kabassakal, die an ihrer Seite blieben, manchmal bedrohlich dicht, als ob sie mit ihrem beiderseitigen Haß die zwischen ihnen schwebende Lichtgestalt aus Eiferjucht erdrücken könnten.

Mit den Herrschaften änderten sich auch die Häuser. Die zugenagelten Fensterläden wurden unter dem Dabeistehen des schwarzgekleideten Nazir wieder geöffnet und frisch gestrichen. Die beiden Willen, die sich in den letzten Wochen die Rücken zugekehrt hatten, sahen sich wieder frank und frei in die Augen. Der Gärtner Bubenbergs half bei dem Ausharken der nachbarlichen Wildnis. Hassan ließ sich eine scheue Zuneigung des Bubenbergschen Dieners gefallen. Beide fangen abends gemeinsam, der glöckelnde Alt Hassans schwebte dann unsicher über dem Schweizer Gießtannen-Baß. Ausgenommen von dieser Annäherung blieben nur drüben die Hunde und hüben Djavid

Marduk stahl in Bubenbergs Küche weiter, was er fressen konnte und lief, feig und erbärmlich in der Gefinnung, doch fürchterlich anzusehen, mit seiner Beute davon. Die Köchin hatte Angst vor ihm, und eine Heugabel stand kampfbereit hinter der Tür. Doch fand sie nie den Mut zum bewaffneten Widerstand. Daß sie den Hund beinahe noch mehr erschreckte, als er sie, blieb ein Naturgeheimnis.

Ebenso wie das fremde Getier fürchtete sie den im eigenen Hause aus- und eingehenden Djavid Bey, der immer da war, wo man ihn nicht vermutete, alles sah und stets freundlich und verbindlich war.

Jedesmal, wenn morgens die Pferde gebracht wurden, begegnete Djavid mit seinem bleichen, geduldigen Gesicht auf der Treppe Bubenberg, frug ihn ein paar gleichgültige Dinge, oder berichtete über die Fortschritte des Sommers. Dann erinnerte er sacht an die Broschüre über die Stellung der türkischen Frau nach Wiedereinführung der Verfassung, die Bubenberg Mirimah übergeben wollte. Bubenberg hatte sie vergessen. Aber Djavid hatte — zufällig — noch ein Stück bei sich. Bubenberg steckte es in die Tasche. Dort sah es dann Djavid wieder, wenn der Rock nach dem Ausreiten zum Ausbürsten in der Garderobe hing.

Bubenberg fluchte und entschuldigte sich, wenn er Djavids stummem Vorwurf begegnete. Niemals hätte der beherrschte Orientale ein lautes Wort darüber fallen lassen.

Aber Bubenberg kam trotz der besten Vorsätze nicht dazu. Denn es gab nur zwei Spielarten des Morgenritts: der Kabassakal begleitete sie, oder er hatte ein dringendes Geschäft und ließ sie allein. Ritt der Pascha mit, so war es natürlich ausgeschlossen, Mirimah auch nur in Reichweite nahezu kommen. Entweder er hielt sich zwischen ihnen, oder er beobachtete sie. Hatte aber Bubenberg das Glück, mit Mirimah allein zu sein — der Nazir trottete dann in weitem Abstand hinterdrein, mit gesenkten Augen, die symbolisierte Discretion —, so vergaß er sich und die Welt samt allem Gedruckten auf ihr, und sah nur sie. Tausend kleine Züge und Dinge waren an ihr zu bewundern, die er noch nie und nirgends genossen hatte.

Mirimah wirkte auf ihn wie ein vollkommen überirdisches, in dieses Land hineingeschnittenes Wesen. Er konnte sich nicht Rechenschaft darüber geben, wieso es kam, daß jede ihrer Bewegungen, ebenso wie ihr Kleid oder ihr Schmutz und alles andere, was mit ihr in Berührung kam, zu einer selbstverständlichen Einheit zerschmolz, paßte, stimmte, schön war. Sie hatte einen sechsten Sinn. Bubenberg grübelte darüber nach, wo der wohl sitzt und wie er heiße. Aber er kam fürs erste über „Eleganz“ nicht hinaus. Dazu war er in fraulichen Dingen zu unerfahren. Er hatte doch Luxus, Tand und Trödelkram bis auf diesen Tag verachtet. In Mirimah spürte er zum erstenmal die Zauberkraft, die Seide am Körper in Haut verwandelt und die Gießschube an den Füßen wie die gewachsene Selbstverständlichkeit schillern läßt.

Er hätte ganz anders mit Mirimah reden können, wenn es ihm gelungen wäre, sie zu einem Spaziergang zu bewegen. Ein Schreiten durch die Landschaft des Berner Mittellandes, zwischen Wiesen und Wald, den schimmernden Fluß in der Ferne, blauen Himmel darüber, mit segelnden Wattewolken, weißen Bergspitzen über dem Horizont, hätte ihm Mut gemacht. Er hätte auf seinen Füßen und auf seiner Erde gestanden. In den Blumen hätte es am Wegrand gesummt, es wäre nicht so unheimlich still gewesen und er hätte nicht immer in den Gesprächspausen, wenn er gerade einen neuen Satz überlegte, das harte Pochen seines Herzens gehört. Dann hätte er von der Not ihres Heimatlandes sprechen können, von der ihm Djavid so viel erzählt hatte. Aber so weit kam es nie. Mirimah erklärte, daß sie das Gehen hasse. Sie könne und wolle es nicht. Der stehende Gang der Menschen habe etwas Hilfloses an sich, wenn man bedenke, wie Vogel oder Fisch durch Luft und Wasser schnellen.

Djavid sah nach vierzehn Tagen Wartezeit ein, daß er so über Bubenberg sein Ziel nicht erreiche. Höchstens lief er Gefahr, daß dem Pascha die Geduld riß und die mühsam zwischen Bubenberg und Mirimah geschlagene Brücke von ihm rücksichtslos gesprengt wurde. Er verzichtete also auf die „Stellung der Frau im Verfassungsstaat“ und packte Bubenberg da, wo seine eigenen Interessen lagen, an seinem Beruf. Es konnte einem Elektroingenieur keine lockerere Aufgabe winken, als die Türkei zu erschließen. Es gab ja dort nicht einmal das Wort Elektrizität, kein Licht, kein Telefon, einfach nichts. Dazu kam die jungfräuliche Kraftquelle des Bosphorus, dessen gigantischer Wasserstrom vom Schwarzen Meer nach dem Marmarameer eilt, mit starken Gefällen und in einer Breite, die der des Niederrheins entspricht. Man bewunderte damals die ersten Turbinenwerke am jugendlichen Oberrhein — was ließ sich dort unten alles erreichen, welche neuen, niemals irgendwo sonst in der Welt bisher erträumten technischen Wunder verwirklichen!

Bubenberg hatte lange nicht mehr technisch gearbeitet. Die Hoffnungsfülle am Goldenen Horn durchbrach die Dämme seiner ausgeruhten Energien, diese überschwemmten ihn und rissen ihn in solchen Arbeitstaumel, daß er seine verstaubten Reißbretter wieder hervorholte und jede Stunde, die ihm Mirimah freiließ, zu Konstruktionen und Berechnungen verwandte. Da ihn die Arbeit aber erfüllte, lief ihm eines Tages bei einem Alleinritt der Mund über und er setzte ihr mit befehligen Augen, ihr Erstaunen und Entsetzen übersehend, die Möglichkeit auseinander, die zur Menschheitsförderung ihrem Vater in die Hand gegeben war. Mirimah begann zu zittern. Dieser bis dahin taktvollste Mann hatte mit roher Faust in ihre Welt eingegriffen, um deren Brückigkeit sie wußte. Er hatte sogar eine besonders morsche Stelle ange schlagen. Schon mancher Türke, der nur einmal den Fuß über Belgrad hinaus gesetzt hatte — zu diesen aber gehörte der Sultan nicht —, begriff die Unhaltbarkeit der Stambuler Finsternis.

Aber keiner hatte bisher Abdul Hamid die richtigen Argumente gebracht, die ihn packten und überzeugten. Er war klug, vielleicht sogar weise, und prüfte genau den Mann, der zu ihm sprach und das Gewicht seiner Worte. Wie, wenn nun dieser Bubenberg die Sprache und die Gründe gefunden hätte, die

ihn trotz seiner fortschrittängstlichen Umgebung überzeugten? Sie hatte Furcht vor dem, was der Sultan auf ihre geheime Botschaft hin tat, im Bösen wie im Guten. Im Guten lauerte sogar für den Sultan selbst die größere Gefahr.

Mirimahs Unsicherheit übertrug sich sofort auf das Pferd. Es wurde unruhig, straukelte, fiel. Mirimah flog wie eine Flocke durch die Luft. Bubenberg wurde es schwarz vor den Augen. Er hielt sie für zerbrochen. Er wußte damals noch nicht, wieviel die zarteste Frau aushält.

Er hob sie auf, stellte sie auf die Füße. Es war ihr nichts geschehen. Aber sie weinte. Eine feuchte Perle blieb auf Bubenbergs Hand. Der Nazir war um das gestürzte Reitpferd bemüht.

In diesem Augenblick völliger Ratlosigkeit bei Mensch und Tier griff Marduk ein. Da der Kabassatal nicht mitgeritten war, räuberte er um sie herum auf eigene Faust. Den Sturz Mirimahs sah er von weitem. Er stuzte, hob die Vorderpfote. Als dann der Fremde seine Herrin anzufassen wagte, raste er herbei und mitterte nun ganz aus der Nähe die Schwäche in den beiden Menschen. Kurz entschlossen sprang er Bubenberg an. Aber er hatte diesmal nicht mehr mit dem hilflosen Zweibeiner von damals zu tun, der leicht umzuwerfen war. Bubenberg duckte sich. Zwei Schläge mit dem Handrücken, der hart sein kann wie ein Stock, dann stählerne Schraubengriffe, ein Sprung seitwärts, die Wirbelsäule Marduks bog sich — noch ein ganz kleiner Zug und Marduk wäre nicht mehr gewesen. Der Hund öffnete den

Rachen, aber kraftlos, winselte, heulte. Bubenberg wechselte die Griffe. Nun das seltsamste Bändigungsstück: er näherte seinen Mund dem Tierrachen, spuckte mehrmals hinein, schloß ihn und zwang den Hund, zu schlucken, um den neuen Saft als den des neuen Herrn sich einzuverleiben.

Mirimah sah Bubenberg mit dem gleichen Ausdruck der Wundergläubigkeit an, der bisher nur in seinen Augen geleuchtet hatte. Sie ließ sich auf das Pferd heben. Der Hund folgte Bubenbergs Spur.

Schweigend ritten sie heim. Mirimah war wachsbleich. Bubenberg sprach; sie schwieg. Sie betete im stillen, daß Gott den Kalifen vor diesem Manne bewahren möge.

Aber sie wußte ganz genau, daß dies Gebet nicht erhört werden könne. Ihre Gespielinnen hatten sie kosend und im Scherz Dschelida, die Blume, genannt. Sie war wirklich wie eine Blume, wie eine Pflanze, gebunden an den festen Grund, aus dem sie wuchs, aber begabt mit dem feinsten Organ für die kleinen atmosphärischen Veränderungen, die den Wettersturz ankündigen. Noch in der Sonne, fühlte sie schon den ersten lähmenden kalten Hauch, der dem Nordwind voranritt und der das große Blumensterben bringt. Als Bubenberg ihre Hand beim Abschied küßte, glaubte er in ihrem Beben die Verheißung seines Glückes zu spüren. Sie aber wußte, daß es das Schicksal war, das sie angerührt hatte.

Fortsetzung folgt.

Bergfahrt

Den Bickel her! Ich fahr zu Berge,
Wie einst, verkärten Angeichts,
Ins Reich der Riesen und der Zwerge,
Ins Reich des heitern Sonnenlichts.

Dort will ich mich vom Leid entladen,
Das wie ein Alp das Herz bedrückt;
Begabt mit wonnevollen Gnaden,
So fehr ich heimwärts, hochbeglückt.

Alons Dreyer.

Die Nachschrift des Testaments

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Zwei Söhne wurden an das Sterbebett ihrer Mutter gerufen. Sie lag in einem Raum, dessen Fenster südwärts jedem Rest der Herbstsonne Einlaß gewährten. Das große, schöne Haus stand inmitten hoher Bäume in einem stillen Park außerhalb der Stadt. — Am Ende des Parkes breiteten sich die Gebäude der großen Fabrikanlage aus. —

Jeden Morgen und jeden Mittag zu derselben Zeit sah man den Besitzer der Villa und der Fabrik den bestesten Weg gehen. Er war ein strenger, sehr verschlossener Mann. Sein eiserner Fleiß und seine unbeirrbar Energie haben ihm zu Reichtum und Besitz verholfen, doch dabei durfte man die hunderte von Arbeitern nicht vergessen, die für ihn schafften und in zäher Arbeit und mühsamem Tagewerk seine Pläne verwirklichen halfen. —

Sein zäher Kampf um Aufstieg und Vorwärtkommen haben sein Herz verschlossen gemacht für manche Not, die seine Wege kreuzte. —

Still und bescheiden ist seine kluge, besonnene Frau neben ihm hergegangen vom Anfange bis hieher, sie war ihm bei der Gründung des Unternehmens helfend mit dem Einfluß ihres ganzen Besitzes beiseite gestanden. — Sie heilte still und unbemerkt so manche Wunde, die sein jähes Temperament, sein Beharren auf dem starren Recht und sein rücksichtsloser Wille schlugen. Sie glättete die Härten wo immer sie konnte, und ihr gutes Frauenherz rieb sich oftmals wund an den Geschnitten, die sie nicht aufhalten konnte. —

Zwei Söhne schenkte sie ihrem Gatten, ungleich im Neußern und im Charakter. — Der Ältere hatte die Güte und das verstandene Herz der Mutter, der Jüngere schritt auf dem harten Weg des Vaters. Der Ältere freundete sich schon als Kind mit

den Arbeitern und deren Kindern an, die in den Gärten der Arbeiterfiedlung spielten, der Jüngere ging diesen Menschen aus dem Wege wo er konnte. Schon diese Gegensätze schmerzten die Mutter.

Karl, der Ältere, blieb seiner Liebe zu den Arbeitern treu, trotz einseitiger Erziehung und trotz Studium in andern Städten. Er bekannte sich zur Arbeit mit der Hand, zum einfachen Leben dieser Leute, ohne welche keine Fabrik, kein industrielles Unternehmen auskommen konnte und als er 20 Jahre alt wurde, erklärte er frei und offen, er wolle die Arbeit in der Fabrik seines Vaters von unten auf kennen lernen, befehlen sei leicht, aber zu wissen, wie hart die Arbeit sei und wieviel es dazu brauche, darauf komme es an, dann verstehe man auch die Forderungen der Arbeiter, die auf — Besserung dieser und jener Zustände drängen. —

Das aber gab einen Aufruhr im großen, schönen Haus im Parke. Vater und Bruder wehrten sich dagegen und die Mutter versuchte vermittelnd einzugreifen, als die drei Männer hart aneinander gerieten. —

Immer größer wurde damals die Kluft und der ältere Sohn verließ das Elternhaus und das Land, um als einfacher Arbeiter anderswo eine Stelle zu suchen. Er hatte bloße Theorien noch nie geliebt, er wollte das Leben, das nackte harte Leben kennen lernen wie es war. Der Reichtum des Vaters vermochte ihn nicht zurückzuhalten und nicht zu beeinflussen; denn er sagte sich, ohne den Fleiß der Arbeiter wäre er nicht zusammen gekommen. Von der Mutter nahm er damals herzlichen Abschied, die verstand ihren Sohn und liebte ihn um seiner Ehrlichkeit willen; aber sie konnte nichts weiter für ihn tun, als still und unvermerkt sein Tun und Lassen zu verfolgen und dann und wann etwas Weniges zu senden um sein schlichtes Leben etwas zu verschönern.

Bald hörte man in der Heimat davon, daß er sogar einer Arbeiterpartei beigetreten sei und dort als besonnener, immer